

Inhalt

Mai-Anh Boger & Bernhard Rauh

Zur Psychoanalyse rassistischer Dynamiken – Oder: Von der Besonderheit und der Gewöhnlichkeit, ein tabuisiertes Thema in einen psychoanalytischen Diskurs einzuführen 9

Systematische Überlegungen – Grundlagen einer postkolonial-psychoanalytischen Betrachtung

Michael May

Psychoanalytische Identitätskritik..... 33

Karl-Josef Pazzini

Kolonisierungsgefahr. Das Unbewusste als Befremdung 49

Mai-Anh Boger & Karl-Josef Pazzini

Einfrieren und Auftauen – Zwei Vignetten zu (Migrations-)Bewegungen 57

Ilaria Pirone

Seine Stimme leihen: Die Aufnahme von exilierten Kindern in der Schule – eine Herausforderung für die Gastfreundschaft 67

Jean-Marie Weber

Begegnungen mit dem Fremden im Schulraum. Von der Effizienz, Missverständnisse ins Gespräch zu bringen..... 79

Andreas Tilch

Abwehr im Kampf um Zugehörigkeit(-sordnungen) und ihre Beziehung zum migrationsgesellschaftlichen Unbewussten – Eine psychoanalytische Suchbewegung nach einem rassistismuskritischen Abwehrbegriff 97

Methodische Überlegungen – Differenz erforschen und psychoanalytisch reflektieren

Jonas Becker

(Den eigenen) Rassismus tiefenhermeneutisch sichtbar machen?
Zu den Grenzen eines Forschungszugangs 113

Gabriel Zellmer

„Der entfremdeten Gestalt des Lebens nachforschen“ – Reflexionen
zur Methodologie der Inklusionsforschung aus Perspektive der
Kritischen Theorie 125

Yandé Thoen-McGeehan

Othering und Potenziale des widerständigen Umgangs 137

Fallanalysen – Vignetten zu Männlichkeit und Weiblichkeit in einer von (rassistischen) Herrschaftsverhältnissen gezeichneten Gesellschaft

Dominik Drexel

Der islamische Schleier und die Scham. Eine Reflexion aus der
psychoanalytischen Sozialforschung 153

Karla Schmerfeld & Jochen Schmerfeld

Die ‚phallische Ordnung‘ in Michael Hanekes Film ‚Das weiße
Band – eine deutsche Kindergeschichte‘ 167

Dagmar Ambass

Ethnologie und Psychoanalyse im interdisziplinären Austausch
– was kann die Psychoanalytische Pädagogik davon lernen? 179

Bernhard Rauh

Die Reartikulation ethnosexistischer Stereotype in Projektionen
von Aggression durch weibliche Lehrkräfte 195

Autor*innen 211

Zur Psychoanalyse rassistischer Dynamiken – Oder: Von der Besonderheit und der Gewöhnlichkeit, ein tabuisiertes Thema in einen psychoanalytischen Diskurs einzuführen

Mai-Anh Boger & Bernhard Rauh

Zusammenfassung: Folgender Einführungsbeitrag geht von der Annahme aus, dass es einer Dialektisierung zwischen dem Besonderen des Phänomens Rassismus und dem Allgemeinen darin bedarf, die mit denselben psychoanalytischen Mitteln erschlossen werden kann wie alle anderen Phänomene auch. Auf diese Weise werden interdisziplinäre Verbindungen zwischen rassistuskritischen Diskursen und Psychoanalytischer Pädagogik geschaffen. Exemplarisch geschieht dies anhand der drei Topoi Tabu, Verschiebung und Krieg/Frieden.

Schlüsselbegriffe: Rassismus, Psychoanalyse, Pädagogik

Abstract: Based on the assumption that it is equally important to know about the specifics of racism as it is to rigorously apply general theories of psychoanalysis to the study of racism, this introduction engages in a dialectic between a special discourse and general approaches. Interdisciplinary links between psychoanalytic pedagogy and post-colonial/critical race studies are thereby built. The dialectic method will focus on three examples: the structure of a taboo, displacement and deferral, and war and peace.

Keywords: racism, psychoanalysis, pedagogy

Zwei gegenläufige Tatsachen begründen die Komposition dieses einführenden Beitrags: Erstens gibt es nur sehr wenige Arbeiten, die sich aus dezidiert psychoanalytischer Perspektive mit Rassismus befassen und zugleich befassen sich nur wenige psychoanalytische (Fall-)Studien dezidiert mit Rassismus (und nicht nur mit Migration oder Flucht). Zweitens ist dies *nicht* dem Umstand geschuldet, dass es für dieses Thema eine andere Herangehensweise oder technische Variation bräuchte. Vielmehr lassen sich rassistische Dynamiken mit denselben analytischen Mitteln erkunden wie andere Prozesse auch. Das Markante ist also, dass dies häufig und auf eine psychodynamisch erschließbare Weise nicht getan wird: Es ist Teil der Verstrickung in rassistische Verhältnisse, den psychoanalytischen Rahmen zu verlassen, Ausnahmen von den analytischen Grundannahmen zu machen und Verstehensversuche auszusetzen – so als ob Rassismus kein psychoanalytisch betrachtbares Thema sei oder außerhalb der Psychoanalyse läge. Laut Fakhry Davids (2016) ist genau dies für das Phänomen Rassismus konstitutiv. Er geht davon aus, dass die Konfron-

tation mit dem Fremden „die Mobilisierung des eigenen inneren Rassismus zur Folge haben kann und dass diese Mobilisierung ... imstande ist, unsere normalen professionellen Verhaltensweisen lahmzulegen“ (ebd., S. 787). Im stärksten Fall gelingt es uns sodann nicht mehr, klar zu denken. „Die dabei mobilisierten Ängste sind so stark, dass sie unsere berufliche und alltägliche Funktionalität vollkommen paralisieren [können]“ (ebd., S. 794). Die Struktur dieser Entgleisungen verweist auf die Notwendigkeit, an den allgemeinen – oder wie Davids sagte – an „unseren normalen professionellen Verhaltensweisen“ festzuhalten.

Doch auch das Beharren auf einer farbenblinden Psychoanalyse, die sich einem gewissen Pathos anthropologischer Universalität hingibt, kann Ausdruck einer Gegenübertragungsfixierung sein. Davids hält dies innerhalb der Psychoanalyse für den häufigeren Fall. Er geht davon aus, „dass unser Berufsstand unbewusst beweisen will, dass Menschen unter ihrer Haut aus ‚demselben Holz‘ geschnitzt sind (Thomas 1992). Und dieser unbewusste Wunsch macht es schwer, sich analytisch auf die Realität des Rassismus einzulassen“ (ebd., S. 782). Um den erstgenannten Fehler, die Entgleisung in der Abweichung von allgemeinen Theorien, Standards und Prinzipien, nicht zu begehen, wird Fremdheit und Andersheit gewissermaßen präventiv für irrelevant erklärt oder ignoriert. Das Gegenteil ist jedoch genauso falsch. Daher ist es wichtig, sich auch auf die besonderen Phänomene einzulassen und diese Fremdheit zuzulassen:

Patienten, die tagtäglich rassistischen Diskriminierungen ausgesetzt sind, empfinden unsere Ignoranz nämlich als überaus belastend. Sie haben einerseits das Gefühl, dass ihre Erfahrungen – Erfahrungen, die sie als Mitglieder bestimmter Gruppen tatsächlich machen – gelehnet werden, und andererseits, dass sie als jemand wahrgenommen werden, der sie überhaupt nicht sind: nämlich als jemand, der unter der Oberfläche seiner (andersfarbigen) Haut doch im Grunde westlich, zur Mittelklasse gehörig und weiß ist (Kareem 1988) (ebd., S. 783).

Es gibt also durchaus spezifische Kenntnisse und Termini, von denen es sich lohnt, sich in diese einzuarbeiten, Befremdungen, von denen man sich irritieren lassen sollte. Das Verharren im Bekannten, im vermeintlich Allgemeingültigen, das einem vertraut ist und das man eingeübt hat, kann auch im Dienste einer Abwehr zugunsten des Erhalts eines Gefühls von Sicherheit stehen. Diesen Mechanismus betont z.B. auch Onel Brooks in seiner Einführung, wenn er schreibt,

that there are many ways to decline an invitation to think about race, and that one way of doing this is to talk about race by falling back on our favored way of talking about it, as we reassure ourselves that we are being thoughtful, when we may not be doing much more than reassuring ourselves and imposing a system of belief or a model on the space where thinking might take place“ (2014, S. 36).

Besonderheiten werden sodann von allgemeinen Platituden erschlagen, falsche Universalismen ziehen ein, Differenz wird gelehnet, um die beunruhigende, Angst auslösende Fremdheitserfahrung zu nichten.

Vorliegender Beitrag dialektisiert daher zwischen den Besonderheiten in der Terminologie und Modellbildung der postkolonialen Studien und rassistiskritischen Migrationspädagogik einerseits und den allgemeinen

psychoanalytischen Herangehensweisen andererseits. Daher handelt diese Einführung insgesamt von der Besonderheit und der Gewöhnlichkeit, ein tabuisiertes Thema in einen psychoanalytischen Diskurs einzuführen.

Dazu wird im Folgenden exemplarisch an drei Topoi ausgeführt, was die jeweiligen Spezifika des Rassismuskurses sind und welche allgemeinen, also rassismus-unspezifischen psychoanalytischen Konzepte zur Erschließung dieser Dynamiken hilfreich sein können. Dabei geht es erstens um das Tabu und den (verzweifelten) Versuch, dieses mit konfrontativen Deutungen zu durchbrechen, zweitens um Verschiebungsprozesse zwecks Abwehr der Thematisierung von Rassismus und drittens um Krieg und Frieden bzw. Lagerdenken und Harmonismus.

1 Das Besondere und das Gewöhnliche des Tabus: Weiße Fragilität und die Dynamik der Tabuisierung

Über Rassismus ins Sprechen zu kommen, bedeutet den Einstieg in ein tabuisiertes Diskursfeld. Wie jedes Tabu wird auch dieses machtvoll und zugleich weitgehend unbewusst durchgesetzt. Die unbewusste Tabuisierung zeigt sich – um mit einem Fallbeispiel aus der Schulpraxis zu beginnen – etwa in der populären Kampagne „*Schule ohne Rassismus*“. Mittlerweile sehr viele Schulen haben sich nach einem gemeinsamen Projekttag die Plakette mit dieser Aufschrift verliehen. Wie ein ‚Qualitätssiegel‘ wird sie zumeist gut sichtbar an der Außenfassade angebracht. Allein diese diskursive Praxis lässt die Frage aufkommen, inwiefern die Selbstdarstellung als ‚nicht-rassistisch‘ wichtiger ist, als die Thematisierung und Reflexion rassistischer Dynamiken. Zudem lässt die Plakette die Lesart offen, dass hier auf der Außenfassade der Schule schlichtweg konstatiert wird, es gäbe in ihr keinen Rassismus. Damit einhergehend stellt sich mit Blick auf die Dynamik der Tabuisierung die Folgefrage, was wohl geschieht, wenn jemand diese Fassadeninszenierung kritisiert und in Frage stellt, dass dies eine „*Schule ohne Rassismus*“ sei.

Robin DiAngelo (2020), eine der führenden Rassismusforscherinnen der USA, hat sich in zahlreichen selbst durchgeführten Workshops und Weiterbildungen sowie in Sekundäranalysen der Workshops Anderer mit diesem Phänomen auseinandergesetzt: Wie kommt es zu der Paradoxie, dass eine von der Mehrheitsgesellschaft (also im US-amerikanischen Kontext: von weißen Menschen) gut gemeinte Thematisierung von Rassismus letztlich dazu führt, dass Rassismus noch stärker tabuisiert wird, es also noch schwerer wird, ihn offen anzusprechen und tatsächlich zu reflektieren?

Freilich geschehen sowohl der Projekttag als auch das Aufhängen der Plakette aus einer noblen Intention heraus: Man will nicht rassistisch sein. Laut

Robin DiAngelo steht dieser Fokus auf Intentionen jedoch im Zentrum jenes Abwehrkomplexes, den sie (im US-amerikanischen Kontext) als „White Fragility“ beschrieben hat. Der Begriff „weiße Fragilität“ wurde von DiAngelo, die selbst weiß ist, nach jahrelanger Beobachtung unterschiedlicher Variationen von Abwehrprozessen in Workshops zu Rassismuskritik konturiert. Er rekurriert darauf, dass das dominanteste Begehren der Angehörigen der jeweiligen Mehrheit, die nicht von Rassismus betroffen sind, beim Thematisieren von Rassismus darin besteht, das eigene positive Selbstbild zu erhalten und bestätigt zu bekommen, dass man nicht rassistisch sei, als zu ‚den Guten‘ gehöre. Das vorbewusste Wissen darum, dass es jedoch (gerade in einem einschlägigen Workshop!) stets sein könnte, dass man auf rassistische Vorurteile, Einstellungen oder Verhaltensweisen hingewiesen wird, begründet das Fragile dieses Versuchs: „Die Empfindlichkeit [der weißen Teilnehmer*innen] zeigt sich darin, dass so viele weiße Progressive es notwendig finden, ‚Vertrauen aufzubauen‘, bevor sie sich in Workshops, Selbsthilfegruppen und anderen Bildungsforen mit Rassismus auseinandersetzen können“ (DiAngelo 2020, S. 176). Das Credo dieser Herangehensweise sei gewissermaßen: „Ich muss darauf vertrauen, dass du mich nicht für rassistisch hältst, bevor ich an meinem Rassismus arbeiten kann“ (ebd.). Auf diese Weise beginne fast jeder Workshop zu diesem Thema mit einem Widerstand, der sich in einem Insistieren darauf zeigt, sich nicht mit der Thematik auseinandersetzen zu können, wenn einem nicht zunächst jene wohlwollende, integre Intention attestiert werde. In dieser Initialszene wird das narzisstische Bedürfnis der Mehrheitsgesellschaft, für die eigene noble Intention anerkannt werden zu wollen, zentriert – wodurch die Interessen und Bedürfnisse der marginalisierten Personen erneut dezentriert werden. Der Raum wird okkupiert durch narzisstische Bedürfnisse der weißen Teilnehmer*innen. Damit einhergehend artikuliert sich im Raum zudem eine große Angst vor ethischem Urteilen, die bis hin zu einer *voraussehlenden Moralisierung von Moralisierungen* reichen kann: Noch bevor die Arbeit beginnt, wird konstatiert, dass jeder ein Übeltäter sei, der jetzt in Moralisierung verfällt.¹

Dreh- und Angelpunkt der weißen Fragilität ist ein Spaltungsmechanismus, der das Strukturelle des Rassismus’ verkennt und diesen auf ‚böse Menschen‘ projiziert. Auf kognitiver Seite geht dies einher mit der verkürzten Rassismusdefinition: „Rassismus setzt immer Absicht voraus. Da ich keinen vorsätzlichen Rassismus hege, ist eine solche Wirkung meines Verhaltens ausgeschlossen“ (DiAngelo 2020, S. 171). Auf Basis dieses Kurzschlusses, wird die Gesprächsregel „Unterstelle gute Absichten!“ zementiert (ebd., S. 177), wobei diese Absicht gleichzeitig als das einzige ethisch relevante Kriterium hochgehalten werde. Diese Mechanismen schützen das fragile Selbstbild sehr effektiv

1 Diese Moralisierung der Moralisierung ist es auch, welche die Tür für Figuren der Täter-Opfer-Inverse öffnet, bei denen die Schuld für die Eskalation der Dynamik auf reale oder potentielle Opfer des rassistischen Angriffs projiziert wird.

vor Vorwürfen, indem sie sichern, dass jeder Rassismusvorwurf als Verletzung der Diskursregeln geahndet, verurteilt und abgetan werden kann. Weitere dieser Diskursregeln, welche das Tabu konstituieren, seien das Rekurrieren auf die Bedeutung des richtigen Tonfalls und das Insistieren, die Thematisierung von Rassismus habe sachte, indirekt und sensibel zu erfolgen – am besten in Form von Ich-Botschaften, die verhindern, dass sich weiße Subjekte angegriffen fühlen (ebd., S. 173f.). *Die Tabuisierung des Rassismus' geschieht also – um es in einer performativen Doppelung zusammenzufassen – nicht durch böse Absicht.* Die Frage nach der Absicht ist für die Dynamik der Tabuisierung irrelevant und sich auf diese (unterstellten) Absichten zu konzentrieren ist Teil des Problems. Die Tabuisierungsdynamik entfaltet sich nämlich genau dadurch, dass die Gefühle und Bedürfnisse der Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft in ihrer Fragilität als wichtiger erachtet werden als jene der minoritären Subjekte. Die Zielsetzung, dass weiße Menschen sich bei der Thematisierung von Rassismus nicht unwohl und in ihrem fragilen Selbstbild erschüttert fühlen sollen, verhindere nach DiAngelo, dass Kritikfähigkeit und Selbstreflexion einsetzen können: „Denn die Empfindlichkeit Weißer bestraft Personen, die solche Rückmeldungen geben, und nötigt sie weiter zum Schweigen. Zudem erhält die Fragilität die Solidarität unter Weißen aufrecht – die stillschweigende Übereinkunft, dass wir unsere Privilegien schützen und uns gegenseitig für unseren Rassismus nicht zur Rechenschaft ziehen“ (DiAngelo 2020, S. 175).

Wie intakt diese unbewusste Übereinkunft sei, zeige sich in den Workshops regelhaft darin, dass eine Person, der ein Rassismusvorwurf gemacht wurde, fast reflexartig von anderen weißen Teilnehmer*innen geschützt und verteidigt wird, da der Vorwurf allein als hoch gewalttätig, wenn nicht als bösartige Täterprojektion gewertet wird. Daher ginge es um die „Einsicht, dass es nicht um Gesichtswahrung geht“ (ebd.). Die Formulierung mag paradox wirken, ist es doch zunächst eine sehr *noble Absicht* (s.o.), Situationen so gestalten zu wollen, dass alle ihr Gesicht wahren können. Bei genauerer gruppenspezifischer Analyse erhellt sich jedoch, dass das Tabu der Thematisierung von Rassismus' sich darüber konstituiert, dass Rassismus in einer Spaltungsbewegung auf abgrundtief ‚böse' Menschen (hier in Deutschland zumeist: Rechtsradikale, Extremisten, Nazis etc.) projiziert wird, sodass es genau dadurch keine Möglichkeit mehr gibt, ihn zur Sprache zu bringen, ohne dass das Gegenüber das Gefühl hat, sein Gesicht zu verlieren. Die Annahme, Rassismus ginge nur von abgrundtief ‚bösen' oder ‚dummen' Menschen aus, ist Teil des Rassismus-Problems. Sie sorgt dafür, dass jede Thematisierung von Rassismus als Moralisierung oder sogar als ebenso bösartige ‚Täterprojektion' gehört wird. So entsteht ein Teufelskreis der Nicht-Thematisierbarkeit: Im ersten Schritt wird erfolgreich verunmöglicht, dass Rassismus so angesprochen werden kann, dass alle ihr Gesicht wahren können. Sodann wird entweder geschwiegen oder die Person, die trotzdem spricht, wird in die Dynamik einer Täter-Opfer-Inverse eingezogen und in moralisierendem Tonfall für ihre ‚moralisierenden

Vorwürfe' kritisiert. Aufgelöst werden kann dieser Komplex daher nur in der Erkenntnis, dass genau dieses ‚Gefühl‘ (dass man auf aggressive Weise beschämt und als rassistisch gebrandmarkt worden sei) Teil der Diskursdynamik ist, die rassistische Verhältnisse aufrechterhält. In diesem Sinne arbeitet DiAngelo in ihren Workshops an einer anderen Diskursdynamik, die auch mit anderen Affekten einhergeht: Wenn es uns gelingt, für Hinweise auf eigene rassistische Verstrickungen und Verhaltensweisen *dankbar* zu sein, haben wir einen Diskurs betreten, in dem es als Entlastung erfahren werden kann, durch Rückmeldungen dieser Art das diffuse Gespenst des strukturellen Rassismus ein bisschen besser zu verstehen.

Der herrschende Diskurs in pädagogischen Kreisen zeichnet das Bild: „Rassismus und soziale Ungleichheit lässt sich überall auf struktureller Ebene finden (in den PISA-Studien, in der kritischen Analyse von Schulübergangsempfehlungen, in der Leistungsbewertung...), aber niemand ist daran Schuld.“ Diese Narration müsste jeden *wohlmeinenden* Menschen, der nicht rassistisch sein will, vor ein großes Fragezeichen stellen: Alle waren dabei, aber niemand war es gewesen – Wie kann das sein?

Struktureller Rassismus kann erst verstanden und bearbeitet werden, wenn das eigene Involviertsein nicht mehr abgewehrt wird. Sodann entlastet der Hinweis auf den eigenen inneren Rassismus von der Ohnmacht, die man gegenüber einer diffusen, abstrakten Struktur empfindet, indem sie Klarheit schafft und Handlungswege aufweist. In derselben Linie resümiert auch Davids (2016), dass es ihm darum ginge, „der Diskussion eine neue Wendung [zu] geben: weg von der Frage, *ob* wir Rassisten sind, hin zu der Frage, *wie* wir Rassisten sind“ (ebd., S. 794).

Was ist nun das Gewöhnliche dieser Szene aus psychoanalytischer Perspektive? DiAngelo beschrieb zunächst das (vielleicht auch nur vermeintlich) Besondere der Thematisierung von Rassismus. Aus psychoanalytischer Perspektive lässt sich formulieren, dass DiAngelo ein Bildungssetting beschreibt, das mit konfrontativen Deutungen arbeitet. Das Ziel dieser Bildungsangebote ist, auf strukturelle Gewaltverhältnisse aufmerksam zu machen, sie aufzudecken und die jeweiligen Verstrickungen und Abwehrdynamiken wahrzunehmen. Dies kann mit Blick auf die Gegenübertragungsprozesse mit der Verführung einhergehen, das Tabu, das Nicht-Sehen-Wollen und Nicht-Wissen-Wollen durch konfrontative Deutungen auf eine mindestens latent aggressive, manchmal aber sogar spürbar gewaltsame Weise durchbrechen zu wollen – ein Problem, mit dem sich die Psychoanalyse intensiv auseinandergesetzt hat: Die Konfliktdynamik verhärtet sich, wann immer der Analytiker vom Wissen statt vom Nicht-Wissen ausgeht. Vielleicht ist es dies, was sich in den oben von DiAngelo beschriebenen Szenen vollzieht: Man meint zu wissen, dass die Workshop-Teilnehmer*innen den eigenen Rassismus nicht erkennen, für ihren vermeintlichen Anti-Rassismus narzisstisch verstärkt werden wollen und konfrontiert sie damit. Werden aber eigene Selbstbilder durch Andere zu

fundamental in Frage gestellt, so ist es möglich, dass eine „Transformation von Welt- und Selbstverhältnissen“ (Koller 2015, S. 83; in Bezug auf Kokemohr) durch die zu harte Konfrontation mit einer Fremdperspektive misslingt, weil die Bewusstmachung des eigenen latenten Rassismus mit massiven Schuld- und Schamgefühlen verbunden ist, was Abwehr und den von DiAngelo bereits thematisierten Widerstand bei den Adressat*innen konfrontativer Bildungsangebote aktiviert. Dies korrespondiert mit der oft betonten Resignation und einer Müdigkeit, einem Es-leid-Sein als Gegenübertragungsreaktion. Ein tieferes Verstehen ermöglicht die Fokussierung des Pendelns zwischen aggressiv-konfrontativer Deutung und der resignativen Müdigkeit, die auf massive Abwehrprozesse hinweist. Wut oder Hass, der aus einer Überidentifikation mit People of Color gespeist wird, und ein nur mittelbares Interesse an Rassismuskritik, das den Wunsch nach Vergeltung geradezu provoziert, tragen zu einer Übertragungs-/Gegenübertragungsfixierung bei. Nicht nur das Festhalten-Wollen am Selbstbild als ‚gute*r, aufgeklärte*r Weiße*r‘, sondern auch das Festhalten am komplementären Bild der*des ‚schlechten, rassistischen Weißen‘ und die damit verbundene Schuldzuschreibung und Schuldabwehr erschweren ein Verstehen der Dynamiken des strukturellen Rassismus. Die zwei Positionierungen stützen und bestärken sich gegenseitig. Ihre „Kollusion“ (Mentzos 1996, S. 36f.; in Bezug auf Willi), das unbewusste Zusammenspiel behindert Bildungsprozesse. Die Fokussierung auf die Dynamik unter Weißen wiederholt sich in der Vorgehensweise mit den konfrontativen Deutungen. Die ironische Pointe, dass die Gefühle und Bedürfnisse von People of Color in dieser Szene keine Rolle spielen, wird so nicht unterbrochen, sondern fortgeschrieben. So wäre es eventuell hilfreicher, von einer *Entfremdung beider*, der Schwarzen und der Weißen auszugehen (Fanon 1985, S. 45), was etwas gemeinsames Drittes erschaffen könnte, statt zur Verfestigung von zwei Lagern beizutragen (ebd., S. 8). Diese anderen Bildungssettings öffnen jedoch schlichtweg die Tür für andere Abwehrprozesse wie z.B. die Versuchung, vor der Konfrontation und Selbstreflexion wegzurennen, indem man lieber über die Anderen spricht oder aber Differenz gar nicht erst wahrnimmt (eine ausführliche Studie zum Vergleich segregierter und gemeinsamer Bildungsangebote zu Rassismus findet sich bei Boger & Simon 2016).

Etwas Gewöhnlicheres ließe sich in diesem Fazit wohl kaum sagen: Wie immer gilt, dass es keine Räume gibt, die frei von Abwehr sind. Das ist auch gar nicht das Ziel. Diese erste Facette begann mit der These, dass die Fragilitätsphantasie, man müsse Menschen bei diesem Thema langsam und sachte abholen im Zentrum der Tabuisierungsdynamik steht. Es ist, wie erörtert, eine *wohlmeinende* Tabuisierung, die in der noblen Absicht, keine übermäßigen Schuldgefühle und -dynamiken auslösen zu wollen, geschieht. DiAngelo deutet diesen Schonungsimpuls als Ausdruck einer Identifikation mit der weißen Eigengruppe, auf die das eigene Empathievermögen zentriert ist. Dies bedeutet jedoch nicht, dass nicht auch die konfrontativ-deutende Vorgehensweise Teil

einer Verstrickung sein kann. So lässt sich diese mitunter als Teil einer Dynamik der Überidentifikation mit People of Color deuten, wobei die identifikatorische Bezugsgruppe dabei zugleich vom weißen Standpunkt aus als rachsüchtig imaginiert wird (zur Projektion von Rachegehlüsten s.a. Davids 2016, S. 797; Boger & Simon 2016, S. 170 oder Boger & Pazzini in diesem Band). Diese ‚Rache‘ wird in der Geste der aggressiven Deutung stellvertretend vollzogen. Daher muss man, wie man in der Psychoanalyse sagt, stets vom Nicht-Wissen ausgehen: Was davon in einem Raum der Fall ist, lässt sich nur fallspezifisch feststellen.

2 Das Besondere und das Gewöhnliche der Verschiebung: Distanzierungsmuster und Verschiebungen

Messerschmidt (2010) beschreibt in ihrem Aufsatz „Distanzierungsmuster – Vier Praktiken im Umgang mit Rassismus“ vier Mechanismen, die sich leicht in eine psychoanalytische Sprache übersetzen lassen: (1) die Skandalisierung, (2) die Verlagerung von Rassismus in den (Rechts-)Extremismus, (3) die Kulturalisierung und (4) die Verschiebung von Rassismus in die Vergangenheit.

Als *Skandalisierung* bezeichnet sie, wenn der Rassismusvorwurf zum irrationalen und illegitimen Angriff umgedeutet wird, was die Grundlage von Täter-Opfer-Inversen bildet. Das zweite Muster wurde unter anderem Namen bereits im ersten Abschnitt mit DiAngelo dargelegt: Es ist das Muster der *Projektion von Rassismus auf extremistische Andere*, auf als ‚abgrundtief böse‘ imaginierte Menschen. Dieses erlaubt die Illusion einer reinen und unschuldigen ‚gesellschaftlichen Mitte‘. Im Muster der *Kulturalisierung* wird der Rassismusbegriff bewusst und absichtlich oder aber unbewusst und gewissermaßen naiv pervertiert, indem behauptet wird, man glaube nicht an die Existenz menschlicher ‚Rassen‘ und könne deshalb gar nicht rassistisch sein. Dass Rassekonstruktionen einem historischen Wandel unterliegen und freilich auch durch andere Grenzlinien wie etwa jene zwischen Kulturen, aber auch auf noch kleinerer Ebene zwischen Stadtvierteln und Milieus ersetzt werden können, wird dabei geleugnet. Das vierte Muster, die *Behauptung, Rassismus gehöre der Vergangenheit an*, geht damit häufig einher: Bei diesem Distanzierungsmuster wird so getan, als handele es sich um ein Relikt aus der Vergangenheit, das heute keine Bedeutung mehr habe und deshalb auch nicht weiter thematisiert werden müsse.

Diese vier Muster werden schnell alte Bekannte aus der Perspektive jener, die Prozesse der Reflexion von Rassismus begleiten und/oder initiieren. Häufig inszeniert sich in der Gruppe bereits im Vorhinein eine Form von ‚Fahndungsprozess‘. Im Geiste werden die bekannten Gesichter durchgegangen. Es sind Sätze wie: „Die meisten von uns sind in Sachen Rassismus sehr reflektiert.

Die schaffen das schon. Nur auf Herrn A. und Frau X. – auf die müssen wir ein bisschen achten“. In noch stärkeren Formen dieser Inszenierung wird phantasiert, dass die ganze Fortbildung nur der Zurechtweisung oder Korrektur einer einzigen Person diene: „Wenn wir Herrn B. nicht in unserem Unternehmen hätten, müssten wir jetzt nicht alle diese eigentlich völlig überflüssige diversity-Fortbildung machen!“. In dieser Personifizierung wird sowohl auf einer rein individuellen Ebene als auch in einer dichotomen Logik zwischen ‚Rassisten‘ und ‚Nicht-Rassisten‘ unterschieden. Die Thematisierung – so die Phantasie – sei wegen der ‚Rassisten‘ notwendig (genauer beschrieben in Boger & Simon 2016).

Was sich hierbei vollzieht, ist eine Verkürzung des Strukturellen auf das Interpersonale oder gar auf einzelne Personen (die Figur des ‚Rassisten‘). Dabei wird ein Spaltungsmechanismus in Gang gesetzt: Ein krudes Schwarz-Weiß-Denken setzt ein, welches glaubt, die Welt in ‚gut (= nicht rassistisch) und böse (= rassistisch)‘ einteilen zu können.

Wird die strukturelle Ebene des Rassismus gedanklich gestrichen oder systematisch überhört, ist die Gruppe/der Diskursraum daher geneigt, in Täter-Opfer-Inszenierungen zu verfallen. Auch die Tageszeitungen sind voll von Skandalisierungen dieser Bauart: Ein einzelner Mensch wird in diesen Schlagzeilen als ‚rassistischer Täter‘ an die Wand gestellt. Der Diskursraum für eine Reflexion zu strukturellem und institutionellem Rassismus wird dadurch geschlossen. In diesen Dynamiken inszeniert sich nicht nur eine Entlastung von Komplexität im Namen der ‚Zugänglichkeit/Leserfreundlichkeit‘, sondern auch das narzisstisch gefärbte Wohlgefühl, zu ‚den Guten‘ zu gehören. In dieser Form des narzisstischen ‚Gesinnungs-Anti-Rassismus‘ wird die vermeintlich ‚richtige Haltung‘ zum Distinktionsmerkmal. Häufig kommt es dabei zu regelrechten Wettbewerben, bei denen sich nicht von Rassismus betroffene Menschen darüber streiten, wer der bessere Anti-Rassist ist. Mit jenen, die tatsächlich von Rassismus betroffen sind, hat diese Dynamik nur sehr wenig bis gar nichts zu tun. Bedeutsamer ist für jene, die sich in eine solche Inszenierung verstricken, die Entlastung, welche sie durch die Dämonisierung des Verhaltens Anderer zur Schuldabwehr sowie zum Aufrechterhalten des eigenen Ich-Ideals nutzen. Inszenierungen dieser Art sind zudem als Überlegenheitsspiele lesbar: Hier gebaren sich Menschen als ‚aufgeklärte, gute Europäer‘.

Von der Verkürzung des Strukturellen auf das Interpersonale sind auch von Rassismus betroffene Personen nicht frei, jedoch hat diese Verkürzung bzw. Komplexitätsreduktion hier eine andere Funktion und steht auch im Kontext anderer Abwehrmechanismen. Diffuse, frei flottierende Ängste, die beim Gedanken an eine allzu abstrakte Struktur, die einen nicht bevorteilt, evoziert werden, können durch die Personifizierung/Individualisierung und Reduktion auf das interpersonale Verhältnis gebannt werden. Man befürchtet sodann, dass Herr A. einen (wieder) verletzen könnte oder dass Frau X. vielleicht einen

dummen Spruch macht. Paranoide, vagabundierende Ängste können so gebunden und zu objektbezogener Angst transformiert werden.

Zudem erlaubt die interpersonale Verkürzung dem von Rassismus betroffenen Subjekt eine wohltuende Illusion von Handlungsmacht. Gegen Herrn A. kann man sich schließlich mit den selbsternannten ‚guten Menschen‘ verbünden, sich wehren, ihn (ad hominem) kritisieren. Das Unverständnis des ‚strukturellen Rassismus‘ und die Reduktion auf die Figur des Gesinnungs-(Anti-)Rassismus ist demnach auf beiden Seiten wohlbegründet und motiviert: Sie bindet sowohl die diffuse Angst davor, in unmerklicher Stille rassistisch benachteiligt zu werden, als auch die diffuse Angst, als rassistisch beschuldigt zu werden.

Typisch für diesen Prozess sind zudem zwei weitere Verschiebungen, die zu den oben mit Messerschmidt (2010) beschriebenen Distanzierungsmustern hinzutreten (vgl. Tilch in diesem Band):

- (a) Die Wiederkehr durch Reinszenierung außerhalb des Settings und
- (b) die Paradoxie, dass an einer relativ beliebigen Stelle im Prozess, eine Person aus der Mehrheitsgesellschaft für ‚rassistisches Verhalten‘ kritisiert wird, die in der oben beschriebenen Fahndungsgeste eben nicht als der ‚Problembär‘ ausgemacht wurde.

Zu a) Bei der ersten Verschiebung wird das Thema außerhalb des Rahmens der expliziten Thematisierung inszeniert. In der Kaffeepause, bei der vermeintlich nicht an das Thema gebundenen Abendveranstaltung oder gerne auch in der laut manifestem Text lediglich organisatorischen oder verwalterischen Zwecken dienenden Besprechung findet das Thema so erneut einen Ort.

Zu b) Bei der zweiten Verschiebung wird treff-*sicher* eine Person kritisiert, die dies halten kann. So geschieht es nicht selten, dass die kritisierte Person zuvor sogar sehr positiv als eine ‚überaus reflektierte‘ und mit dem Thema Rassismus vertraute Person eingeführt wurde. Diese zweite Verschiebung ermöglicht es, gemeinsam einen ‚*Moment gelungener Reflexion*‘ zu inszenieren. Sie erlaubt allen Beteiligten – der Gastgeberin, der Workshop-/Seminarleitung, den Redner*innen sowie den Teilnehmer*innen – das symbolische ‚Eintüten‘ des Tages in Form der Erzählung: „Wir haben uns mit Rassismus beschäftigt. Jemand hat (ausgerechnet dabei!) etwas Rassistisches gesagt/getan. Dann haben wir darüber geredet (und die Person hat Buße getan)“.

Aus genau diesem Grund geht man in der Fortbildungspraxis davon aus, dass eine tatsächliche Reflexion rassistischer und kolonialer Machtverhältnisse allerfrühestens ab der zweiten Sitzung – wahrscheinlich jedoch erst sehr viel später – einsetzt. Eben dann, wenn die Versuche der interpersonalen Abwehr erkannt und sich auf die strukturellen Bedingungen von Rassismus als Drittes bezogen werden kann. Auf Basis der herangezogenen Theorien lässt sich nachvollziehen, warum die Verführung zu einer interpersonalen Verkürzung des Strukturellen so stark ist.